
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 216. Bromberg, den 21. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(27. Fortsetzung.)

XXVIII.

Das Spiel klingt aus.

Auf dem Flugfeld in Aspern stand ein ältlicher Mann mit ernsten, klugen Augen und überschaute mit flüchtigem Blick die ungewohnte Umgebung. Es war Holzhauser.

Von Zeit zu Zeit zog er die Uhr heraus und steckte sie wieder ein, ohne erfaßt zu haben, wieviel sie zeigte.

„Das Flugzeug könnte doch schon hier sein?"

„Gewiß," sagte einer der Beamten, der neben Holzhauser stand, „wenn es nicht mit Gegenwind kämpfen müßte. Sehen Sie, dort hinten kommt es."

Und wirklich, ganz hoch am Horizont war es aufgetaucht. Dann aber kam es rasch näher.

„Ein Teufelskerl, der Holländer. Er hat es trotz des Gegenwindes ohne Zwischenlandung — — —"

Das Wort blieb dem Mann in der Kehle stecken. Der Motor da oben hatte aufgehört zu rattern.

„Viel zu früh gestoppt! Was treibt der Mann? Er macht Gleitflug! Sein Motor ist nicht in Ordnung!!"

Er setzte sich in Laufschritt.

„Platz da drüben! Weg mit dem Flugzeug! Der Holländer macht Notlandung!"

Der Pilot des Münchener Flugzeugs sah die Gefahr und war schnell auf seinem Sitz. Im nächsten Augenblick zog er weg, und fünf Sekunden später landete der H-NABR nach einer Abwärtsschraube dort, wo der Münchener gestanden hatte.

Der Pilot stieg heraus und sagte zu seinem Passagier: „Das war wie ausgerechnet! Nicht einen Tropfen Benzin mehr! Wenn das Flugfeld noch einen Kilometer weiter gewesen wäre, wären wir auf einem Dach oder einem Acker gelandet."

So kam Woltmann nach Wien.

Er ging dem Ausgang zu und traute seinen Augen nicht. Dort stand Holzhauser! Freudig streckte er ihm die Hand entgegen.

„Herr Holzhauser, welche . . ."

„Herzlich willkommen zu Hause, Herr Willi!" sagte der und faßte ihn mit beiden Armen.

Da ließ Woltmann den kleinen Handkoffer fallen und umarmte den Getreuen.

Was kümmerte es ihn, woher der wußte, daß er Willi Woltmann war.

Erst im Auto fragte er ihn.

„Also der Reihe nach, Herr Willi. Daß Sie heute ankommen, weiß ich durch ein Telegramm von Fräulein Helene. „Bankier Wernoff kommt heute mit Flugzeug von Rotterdam nach Aspern. Bitte abholen!" Und daß Bankier Wernoff Willi Woltmann ist, hat mir Frau Herma erzählt."

Woltmann brach in einen Ausruf des Erstaunens aus. „Das begreife ich nicht!"

„Vor etwa zwei Monaten ließ sie mich nach Hadersdorf rufen. Wir haben eine lange Unterredung gehabt. Wie blind war ich doch, daß ich Sie nicht sofort erkannt habe, Herr Willi! . . . Aber Sie haben sich auch stark verändert."

„Womit hat Frau Ha . . . Herma diese Mitteilung begründet?"

Holzhauser zögerte.

„Können Sie es mir wirklich nicht sagen, Herr Holzhauser?"

„Es ist schwer, Herr Willi! Frau Herma ist nicht gesund. Sie fühlte sich recht schlecht. „Holzhauser", sagte sie zu mir, „ich bin die einzige, die sein Geheimnis kennt. Ich will es nicht nach drüben mitnehmen! Ich lasse es hier in Ihren Händen zurück. Wenn ich — — —"."

Holzhausers Stimme brach, dann räusperte er sich und fuhr fort: „Wenn ich nicht mehr bin, dann fahren Sie zu ihm hinaus nach Amsterdam und holen Sie ihn zurück! Sein Platz ist in Wien, wo sein Vater gearbeitet hat! Und doppelt heute, wo es der Stadt so schlecht geht. Er muß für den Namen Woltmann kämpfen! Und dann sagen Sie ihm, daß ich mit Martha Steiger gesprochen habe, und daß sie mir nun die Wahrheit erzählt hat. Sagen Sie ihm auch, daß ich schon einmal bei ihr gewesen bin. Damals — als er gefangen genommen wurde. Aber damals hat sie mich angelogen. Er wird schon verstehen. Vielleicht verzeiht er mir dann"."

Woltmann hörte ihn mit geschlossenen Augen an. Er hätte aufheulen mögen. Er griff nach Holzhausers Hand und preßte sie. Er wußte gar nicht, wie hart er sie preßte. Aber Holzhauser fühlte es nicht. —

„Und wie dann heute früh das Telegramm von Fräulein Helene gekommen ist, da habe ich mir gedacht, daß ich nicht mehr schweigen dürfe. Jetzt können Sie wählen, Herr Willi! Woltmann oder Wernoff! Bei Frau Herma und mir ist Ihr Geheimnis gut aufbewahrt."

„Helene weiß es auch — — aber die schweigt sicherlich, wenn ich sie bitte."

Er sah Holzhausers traurigen Blick.

„Aber ich werde sie nicht bitten, Holzhauser. Ich bleibe Woltmann!"

„Gott sei Dank! Die Heimat ist stärker!"

„Die Heimat," wiederholte Woltmann und schaute sinnend hinaus auf die Menschen mit den ärmlichen, billigen Kleidern. Und seine Augen begannen zu strahlen. „Wir wollen mithelfen am Aufbau! Beide! Sie und ich!"

Und die beiden Männer reichten sich die Hand mit festem Druck.

Woltmann fuhr durch bis nach Hadersdorf. Das Mietauto ließ er im Gasthaus an der Bahnstation. Dem Lenker sagte er, daß er ihn bis morgen nötig habe, und dieser freute sich über den seltenen Fang.

Dann ging er zu Fuß nach der Hochstätten-Villa.

Schon von fern sah er die Gestalt im Armstuhl auf der Terrasse. Es war einer der herrlich schönen, mildwarmen Herbstnachmittage, die dem Frühling gleichen.

Erst als er auf sie zutrat, blickte sie aus ihren Träumen auf.

Ein helles Rot flog über ihre Wangen.

„Willi!"

Und er kniete vor ihr und legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und zum ersten Male nach vielen, vielen Jahren schenkte ihm die Natur wieder die Gabe der Tränen.

Ihre Hände glitten über sein schütteres Haar, und sie zog seinen Kopf herauf an ihre Brust wie eine Mutter das geliebte Kind.

„Du hast mir also verziehen, Willi?"

„Nicht ich, du mußt mir verzeihen! Herma, meine Herma!"

„Nun ist alles gut, Willi! Nun ist alles gut! Der böse Traum ist ausgeträumt! Du bleibst doch bei mir, Willi?"

„Für immer, Liebste!"

„Du gehst nicht mehr zurück in das andere Land! Du bleibst hier bei uns?"

„Ja, Liebste!"

Sie schloß die Augen. Auch Glück kann zuviel sein.

Er rührte sich nicht, bis sie wieder die Augen aufschlug.

„Da kommt Erna!"

Er ging dem Kind entgegen und breitete die Arme aus. Furchtlos ließ es sich aufnehmen und schlang die Arme um seinen Hals. So trug er es zur Mutter.

Der perlten die Tränen aus den offenen Augen.

„Das ist Onkel Willi, Erna! Du mußt ihn sehr, sehr lieb haben!"

„Heißt er nicht mehr Herr Wernoff?"

„Nein, er heißt nun Onkel Willi. Willi Woltmann!"

„Dann gehört ihm die Villa da drüben — mit den schönen Rosen! Onkel Willi, darf ich Rosen pflücken?"

„So viel du willst, Erna."

„Komm, gehen wir Rosen pflücken, Onkel Willi!"

„Ja, geht! Ich werde euch begleiten. Ich will dabei sein, wenn du dein väterliches Haus betrittst. Willi!"

Alle drei gingen sie hinüber, und Woltmann schloß auf. Er hatte von Holzhauser den Schlüsselbund erhalten.

Die Villa war so, wie sein Vater sie verlassen hatte. Alles war in Ordnung. Nirgends war Staub.

„Holzhauser hat dafür gesorgt," sagte Herma.

Sie ließen Erna im Garten und traten ins Haus.

Im Arbeitszimmer seines Vaters setzte Woltmann Herma in einen Stuhl. Der Weg hatte sie erschöpft.

Als er zum Schreibtisch seines Vaters hintrat, sah er einen Brief liegen. Kaum leserlich waren die Worte:

„An meinen Sohn Willi!"

Mit zitternden Händen brach er den Umschlag auf.

„Mein teurer Sohn!

Wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, bin ich hinübergegangen in ein Jenseits, das keinen Streit und Haß mehr kennt, und wo ich jene zu treffen hoffe, die mir die teure Gefährtin meines Lebens war. Ich fühle mein Ende nahen, meine Kräfte sind dem Kampf nicht mehr gewachsen. Doch bevor ich scheide, muß ich Dir noch manches sagen. Daß unsere Bank bei Dir in guten Händen sein wird, davon bin ich überzeugt. Dir aber steht ein schweres Leid bevor. Herma hat sich von Dir losgesagt. Ich weiß nicht, was ihre Gründe sind. Sie will darüber nicht sprechen. Ich kann Dir also Deinen Wunsch um Klarheit nicht erfüllen. Aber eines weiß ich gewiß. Sie hat den Schritt nur blutenden Herzens getan. Sie weiß vielleicht gar nicht, wie sehr sie Dich auch heute noch liebt. Denk' daran, wenn Du zurückkehrst, und verurteile sie nicht zu hart. — —

Und für Deinen zukünftigen Lebenslauf nimm den Segen Deines Vaters mit Dir. Du warst mir ein guter und treuer Sohn, auf den ich stolz war, und der mich glücklich gemacht hat.

Dafür dankt Dir

Dein Vater."

Woltmann beugte den Kopf und weinte.

Herma stand auf und trat zu ihm und legte ihren Arm um ihn. So las auch sie den Brief.

„Du hast mich nicht zu hart verurteilt, Willi. Du hast mich erlöst!"

Am nächsten Morgen fuhr Woltmann vom Grabe seiner Eltern weg in die Stadt.

Zuerst ging er in die Kanzlei des Rechtsanwaltes Kuppelwalder. Auch den hatte das Schicksal hart gemacht. Aber die rührende Freude über Woltmanns unverhoffte Rückkehr zeigte, daß hinter der Rinde ein Herz voll Freundschaft schlug. Er war der einzige, dem Woltmann seine ganze Irrfahrt erzählte. Als er geendigt hatte, standen Kuppelwalder die Tränen in den Augen.

Er schämte sich und verbarg seine Rührung unter rauhen Worten:

„Der Teufel soll den Amtsschimmel holen! Ich werde ihm hohe Schule und Galopp beibringen! Morgen nachmittag hast du deinen Paß als Woltmann, und kein Hahn wird um die Sache krähen. Ich gehe sofort zum Polizeidirektor, und morgen kommst du mit einer Photographie und holst dir den Paß dort."

Drei Viertelstunden später stand Woltmann im Bureau der Maschinenfabrik Wögerer in Stockerau. Wögerer erkannte ihn sofort und stieß ein Indianergeheul aus:

„Wachtel, alter Spezi! Du lebst noch!"

Und er umarmte ihn und schlug ihm auf die Schulter, daß es patschte.

„Mascha! Maascha!" rief er gellend, und Frau Mascha, etwas dick geworden, aber noch hübsch, kam und fiel ihm auch um den Hals und küßte ihn nach russischer Sitte auf beide Wangen.

Deutsch und russisch durcheinander rollte und übersprudelte sich das Gespräch.

Wögerer mußte sich erst an den Namen Woltmann gewöhnen.

„Wachtel war mir lieber," erklärte er. „Das erinnerte mich immer an meine Frau."

„Wieso?" fragte Woltmann verdutzt.

„Die schlägt auch!"

Kaum waren die Worte gefallen, saß Frau Maschas flinke Rechte auf seiner Backe. Und voll Entrüstung erklang es:

„Glauben Sie ihm nicht! Er lügt, um mich anzuschwärzen!"

Wögerer rieb sich die Wange und kniff vergnügt ein Auge zu.

Woltmann lachte Tränen, versprach, recht bald wiederzukommen, und fuhr nach Hadersdorf zurück.

Etwa um drei Uhr nachmittags kam er draußen an und traute seinen Augen nicht.

Jan stand mit seinem Auto vor dem Haus. In fünfundvierzig Stunden war er vom Haag nach Wien gekommen. Er mußte wie ein Wilder gefahren sein. Aber das Auto sah auch danach aus! Es war weißgrau statt schwarz, so dick lag der Staub darauf.

Zwei Tage bekam Jan zum Ausruhen, und dann fuhren sie alle zusammen weg. Woltmann hatte die Erzieherin wieder zurückgeholt, die Herma wegen Geldmangels hatte entlassen müssen. Erna saß allerdings meistens vorn bei ihrem neuen Freund Jan und lernte Holländisch.

Daß sein Herr statt Wernoff nun Woltmann hieß, wunderte ihn nicht. Bei seinem Herrn wunderte ihn schon lange überhaupt nichts mehr.

Über den Semmering fuhren sie in langsamen Tagesreisen nach Italien.

Still, zufrieden und glücklich zog Herma dahin. Aber die bleichen Wangen mit den Krankheitsrosen sprachen ihre Geschichte. Sie fuhr wie in einem seligen, goldenen Traum — mit jenen an ihrer Seite, die ihr die Liebsten im Leben waren.

Woltmann betreute sie mit blutendem Herzen und Lächeln auf den Lippen.

Lange blieb ihm verborgen, ob sie sich ihres Zustandes bewußt war.

Endlich eines Abends saßen sie auf dem Balkon ihrer Wohnung in Capri. Herma hielt seine Hand fest und sah träumend hinaus.

Und als der Sonnenball im Meer versank, sagte sie leise:

„So schön und friedlich sinkt nun auch mein Leben. Und das habe ich dir zu danken, Liebster!"

Woltmann schnürte es die Kehle zu. Die alte Selbstbeherrschung war von ihm gewichen.

„Meine Zeit ist gekommen, und ich scheide willig. Aber vorher mußt du mir noch eines versprechen, Willi! Nicht wahr, du wirst Erna nie fühlen lassen, was ihr Vater und ich dir angetan haben?!"

„Liebste!"

Eine Träne fiel auf Hermas Hand.

„Weine nicht, Willi! Du weißt ja gar nicht, wie glücklich ich bin!"

Acht Tage später saßen sie wieder Hand in Hand.

„Willi," klang es leise, „uns wird auch der Tod nicht trennen. Ich bleibe bei dir und Erna. Nein, nein! Du verstehst mich nicht. Ich bleibe wirklich bei euch! Für immer!"

Verwundert sah Woltmann sie an. Aber Herma lächelte nur leise und schloß die Augen.

Ihr Kopf lag leicht auf der Seite. Woltmann rührte sich nicht, um ihren Schlaf nicht zu stören.

Die Schatten fielen. Woltmann stand auf. Kraftlos sank Hermas kalte Hand in ihren Schoß zurück. Um ihren Mund spielte noch immer das Lächeln. — — —

Er nahm die Tote mit zurück in die Heimat.

Auf dem Hadersdorfer Friedhof ließ er sie zur Ruhe betten.

Erna verstand den tiefen Sinn der Feier nicht. Aber der Ernst und die Trauer der vielen Menschen ängstigten sie. Vertrauensvoll schmiegte sie sich an Woltmann und schob ihre Hand in die seine.

Und mit Erna neben sich ging er vom Friedhof weg, um sich ein neues Leben aufzubauen.

(Schluß folgt.)

Jagd auf die Makrele.

Erlebnis an der friesischen Küste von **Karl Busse-Hellwig.**

Auf den Planken eines friesischen Fischkutters geht es in lauer Sommernacht auf die Makrelenjagd. Diesen Fisch, den man so gern ißt, weil er so wenig Fischgeschmack hat, fängt man nicht; man jagt ihn. Selbst die Friesenfischer, die seinen Spuren mit einer für den Laien zunächst kaum faßlichen Begeisterung und Lebhaftigkeit folgen, sprechen nicht vom Makrelenfang, sondern sie ziehen aus, um die Makrele zu „jagen". Der wunderhübsch anzusehende Fisch, der mit seiner angeblauten silberhellen Haut, auf dem Rücken bis zur Seitenlinie mit kräftigeren Querstreifen bedeckt, von dem leichten Wellengekräusel des Meeres kaum zu unterscheiden ist, erweist sich gegenwärtig als dankbarer Gegenstand der amerikanischen Berichterstattung. Angeblich treibt ihn der Hunger aus dem Weltmeer an die Küsten. Angeblich! In Wirklichkeit ist es die Liebe oder genauer der Fortpflanzungstrieb. Ungeheure Makrelenschwärme, so dicht wie die berühmten Heringszüge, kommen in den ersten Sommermonaten auch an die Küsten des deutschen Meeres und sehr bald zeigen riesige Flächen anscheinend grau bestäubten Wassers, daß die Tiere ihr Laichgeschäft verrichtet haben. Die braungrauen Flecken auf der Meeresoberfläche, besonders im Wattenmeer, bestehen aus Millionen, ja Milliarden winziger Makreleneier, die von der Sonne ausgebrütet werden sollen.

Die Millionenmassen der Fische bekunden selbstverständlich auch einen mächtigen Hunger, zumal sie als Raubfische sehr gefräßig sind. Diese ihre Eigenschaft als Raubfische, die von vornherein an Behendigkeit und Intelligenz ihren Fischkameraden überlegen sind, macht ihren Fang nicht leicht, gestaltet ihn zur Jagd. Mit Herings- und Schleppnetzen wird man ihrer nicht Herr. Obendrein muß der sie jagende Fischer die Makrelen in den eigenen Jagdgründen aufsuchen.

Aber wo sind sie, wo findet man sie? Das ist die Frage, die sich an Bord eines Fischkutters dem Schlachtenbummler aufdrängt, der weiß, daß durch Fragen aus den Friesen doch nicht viel herauszuholen ist und daß er eben selbst sehen und denken muß. Hier erlebt er aber eine überraschende Neuigkeit. Wenn es auf die Makrele geht, lösen sich die fest zusammen gekniffenen Lippen der Fischer wider Erwarten. Sie sind so munter, so flink, so hitzig fast auch mit dem Munde, wie man sie sonst niemals zu schauen bekommt.

Wir schaukeln schon Stunden auf der mäßig bewegten See im gedämpften Sternengeflimmer der bleichen Sommernacht; die Helligkeit des frühen Morgens breitet sich über dem Meere aus, und immer ist noch kein Ende der Fahrt abzusehen. Die Fischer laufen an Bord emsig hin und her und äugen nach allen Richtungen in die Weite, spornen auch den Fahrgast an, durch sein gutes Glas auszulugen. Wonach denn? Doch nicht nach Makrelen? Polterndes Lachen! „Nä, nä, Möben mött' wie seihn! Wo Möben sünd, sünd ook Makrelen!" Kinder, das versteh' ich nicht, das müßt ihr mir erklären, bin doch nur eine armselige Landratte unter lauter Wassermännern. Nach Möven soll ich ausschauen, weil ihr Makrelen jagen wollt? Wo Möven sind, sollen Makrelen sein? Sind doch keine fliegenden Fische! Und nun ergründe ich das Geheimnis der Makrelenjagd. Es ist ein abenteuerliches Gemisch von allerlei Jagden. Da gibt's ein unscheinbares Fischchen, den Blick, der Forellenzüchtern als Futterfisch bekannt ist und irgendwie auch in das Wattenmeer kommt. Sein Silberglanz lenkt die scharfen Augen der Möven auf sich. Unablässig stoßen sie nieder und holen ihn. Und wo die Möven über der Wasseroberfläche jagen, da jagen und schleckern die gleiche Beute auch die Makrelen unter dem Meeresspiegel. Für den Menschen sind die Möven die Wegweiser zu den jagenden Makrelen, die nun sehr bald Opfer des jagenden Menschen werden.

Lange Angelschnüre liegen an Bord bereit. Kräftige Dinger von wohl zehn Meter Länge, die einen tüchtigen Zug aushalten können und die von einem Senkstück etwas unter die Wasseroberfläche gehalten werden. Dort zweigen sich dann die zwei dünneren eigentlichen Angelschnüre mit dem Köder ab. Dann ziehen wir die Schnüre hinter uns her. Schon ruft jemand: „Hol di faß!" (Halt dich fest), und ich klammere mich an ein Stück Tau und die Bordwand in Erwartung irgend eines Zwischenfalles. Noch zwei, drei Mann rufen „Hol di faß!" Der Ruf gilt den Makrelen. Halt dich fest! ermuntert sie der Fischer, und die Makrelen gehorchen. Sie schnappen zu und müssen vom Meere Abschied nehmen. Ein paar Köder mußten erneuert werden. Das geschieht sehr einfach! Der Fischer ritzt die silberne Seitenhaut einer Makrele an, reißt ein Stück davon ab und hat schon den Köder für die nächste Makrele. Unablässig beißen sie an, und rasch füllen sich die Körbe. Die Fischer feixen! Gerade so hatten sie sich das vorgestellt! Und nun ergehen sie sich schon in Betrachtungen, wie lange wir noch segeln müssen, bis die Beute reicht, um an der nächstgelegenen Nordseeinsel zu landen und sie abzusetzen. Es wird beschlossen, den Fang bis zum äußersten auszuspinnen. Und nun höre ich eine lange, lange Zeit nichts als den Männerchor: „Hol di faß!" Wenn aber die Sonne höher steigt, wird der Chor dünner und dünner, und dann schleifen uns die Schnüre schließlich minutenlang nach, ohne daß die Makrele beißt. Die Jagd ist aus.

Was halten Sie eigentlich vom Heiraten?

Eine Umfrage von **Hans Morgan.**

Daß der Schritt in den Ehestand nun einmal einer der wichtigsten im menschlichen Leben überhaupt ist, kann wohl nicht geleugnet werden. Jeder von uns steht eines Tages vor der Frage: Soll ich oder soll ich nicht? Mancher schwankt zwischen Ja und Nein so lange hin und her, bis er den richtigen Anschluß verpaßt hat und schließlich und endlich einspännig durchs Leben weitergondelt. Mancher wieder hat es so eilig, hineinzukommen, daß er vor lauter Eifer kopfüber hineinstürzt und — wenn er aufwacht — gar nicht weiß, wie er eigentlich hineingeraten ist. Das sind dann diejenigen, die gar nicht schnell genug wieder herauskommen können.

Wie Künstler übers Heiraten denken? Ja, man neigt da allgemein zu der Ansicht, daß dies sogenannte „heitere Völkchen" (eine Bezeichnung, die heute bestimmt nicht immer zutrifft!) höchst laxe Begriffe über die Ehe hat. Und weist auf die zahllosen Ehescheidungen hin, die gerade hier vorkommen.

Wir haben einmal eine Anzahl bekannter Künstler über ihre Meinung vom Heiraten gefragt. Hier ihre Antworten:

Max Hansen:

„Meine Freunde behaupten, wenn irgendwo vom Heiraten die Rede wäre, nähme ich meine Beine in die Hand und türmte so weit weg wie irgend möglich. Das sind die boshaften unter meinen Freunden, denn im Grunde habe ich gar nichts gegen das Heiraten einzuwenden. Wenn ich bis heute ledig durch diese schöne Welt geschaukelt bin, so liegt das vor allem daran, daß ich noch nicht die Richtige

für mein Herz gefunden habe. Nun bin ich nicht etwa anspruchsvoll — ich habe nur bestimmte Bedingungen: Sie darf nicht aussehen wollen wie Greta Garbo oder Marlene Dietrich. Sie darf nicht auf jeden Fall blond sein wollen, wenn ihr Haar hartnäckig schwarz aus der Kopfhaut kommt. Sie darf nicht von mittags um zwei Uhr bis abends zehn Uhr ununterbrochen Bridge spielen wollen. Sie darf nicht für Willy Fritsch schwärmen — Max Hansen ist schließlich auch ein ganz passabler Kerl. Sie darf nicht — tja, wichtiger ist ja wohl, was sie darf: Sie darf natürlich sein, darf mich bei Tag und Nacht verwöhnen, darf sich Hund, Katze, Papagei und einen ganzen zoologischen Garten halten. Nur Hörner aufsetzen darf sie mir nicht, denn ich gehöre nicht in den Zoo, wenn auch manche — wieder die boshaften! — Freunde behaupten, ich sei ein Kamel, falls ich mich mit Heiratsabsichten abgäbe!"

Harry Piel:

„Nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich bereits zum zweiten Male verheiratet bin! In dieser Tatsache kommt also unzweideutig meine Meinung vom Heiraten zum Ausdruck. Eine andere dürfte ich nicht äußern, denn ich möchte naturgemäß Konflikte mit meiner Frau — Dary Holm — vermeiden, die in dieser Beziehung strengen Gesetzen huldigt und behauptet, ein Mann dürfe über das Heiraten überhaupt keine Meinung haben, sondern habe zu heiraten, ohne sich Gedanken darüber zu machen! Und dagegen läßt sich beim besten Willen nichts sagen! Nicht wahr?"

Lil Dagover:

„Verheiratetsein — wer sträubt sich dagegen?
Die Frau bestimmt nicht, sonst wär sie nichts wert!
Sie träumt von Liebe und — Kindersegen
Und dem trauten Glück am eigenen Herd!
Sie möchte ganz gern einen Mann verwöhnen
Und — natürlich — verwöhnt von ihm auch werden,
Doch das ist nun einmal so auf Erden —
Die Männer seufzen und klagen und stöhnen
Und schreien nach einer ordnenden Hand,
Und wenn sich dann endlich eine fand,
Können sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen,
Daß dazu gehört auch der Ehestand!
Heiratenwollen — nur zu, wenn man kann . . .
Doch leider sträubt sich meistens der Mann.
Er ist entflammt, ungeheuer entflammt
Und macht — einen Bogen ums Standesamt!"

Renate Müller:

„Vom Heiraten halte ich so viel, daß ich bis jetzt noch nicht den Mut gefunden habe, mit meinem Mann ernstlich über dies Thema zu diskutieren. Ist der Mann nämlich klug — und das muß er sein, wenn er mir gefallen soll! —, dann wird er mir die Idee des Heiratens so lange von allen Seiten in den schillerndsten Farben malen, daß ich zuletzt nur noch Ja sagen kann. Was man besonders schätzt, behält man sich immer bis zuletzt auf, nicht wahr? Heiraten werde ich auch einmal — wenn mein Horoskop recht hat, sogar noch in diesem Jahr. Nur den Mann habe ich noch nicht, der — siehe oben — so klug ist, mit mir über das Thema diskutieren zu können."

Otto Wallburg:

„Man tut, was man kann!"
Ganz klein, am Rand unten geschrieben: „Aber, bitte, zeigen Sie das nich meiner Frau!"

Willy Fritsch:

„Der Komponist d'Albert hat es in seinem auch sonst erfolgreichen Leben auf acht Frauen gebracht. Und ich — wenn auch böse Zungen immer das Gegenteil behaupten — noch nicht zu einer. Schade, daß d'Albert tot ist, ich hätte mir von ihm gern das Rezept verraten lassen, wie er das gemacht hat. Womit ich nun nicht gesagt haben will, daß ich — Casanova und Don Juan in einer Person — den Ehrgeiz habe, acht Frauen hintereinander glücklich oder unglücklich (Ansichtssache!) zu machen. Aber ich denke mir, daß d'Albert — Genießer, der er war — acht Frauen ganz verschiedener Art geheiratet hat. Und unter acht Frauen muß doch wenigstens eine sein, mit der man es auf Lebenszeit versuchen kann. Ich kann mir allerdings vorstellen, daß d'Albert, wenn er weiter gelebt hätte, weitere acht Frauen zum Standesamt geschleppt hätte — denn es gibt Leute, die behaupten, jede Frau sei anders. Und das ist der einzige Grund, weshalb ich mich fürchte, es ihm nachzumachen. Eine Frau genügt — hat man die, kann man zufrieden sein. Was man hat, weiß man . . . was man dann bekommt, wissen die Götter, und die sollen oft sehr boshaft und neidisch sein."

Max Adalbert:

„Wenn man kann und nicht möchte, so ist das eine Sache, die jeder mit sich selbst abzumachen hat. Aber wenn man möchte und nicht kann, wird unter Umständen eine Tragödie daraus. Sehen Sie, ich möchte heiraten — aber keine Frau traut sich an mich heran! Ich bin durch meine Rollen als „Ekel", als „Querulant", als „Nörgler" so verschrien unter der Frauenwelt, daß jede sich glücklich schätzt, mich nicht zum Mann zu haben. Machen Sie was dagegen! Und dabei habe ich das beste Talent zum Pantoffelhelden. Nur die Frauen glauben es mir nicht — und dagegen läßt sich wiederum nichts machen. Ich hoffe jedoch, daß sich in Bälde doch eine mal mutig genug zeigt, mit mir ein Tänzchen zu wagen. Ich bitte sehr darum!"

Gustav Fröhlich:

„Vor kurzem habe ich Gitta Alpar geheiratet, und heute kommen Sie und wollen von mir wissen, was ich vom Heiraten halte. Ich bedauere, Ihnen darauf keine Antwort geben zu können, da ich natürlich befangen bin. Das Einzige, was ich zu sagen wage, ist: Die andern sollen es auch versuchen — dann werden sie ja selbst sehen, was sie davon zu halten haben! Ich jedenfalls kann mich nicht beklagen und würde, wenn ich heute vor die Entscheidung „Ja oder Nein" gestellt würde, auf jeden Fall wieder . . . — aber halt! ich möchte nicht aussprechen, was. Meine Frau könnte — wie Frauen schon sind — auf den Gedanken kommen, daß ich mich bereits mit dem Gedanken an Seitensprünge beschäftige. Was doch — auf Ehre! — nicht der Fall ist!"



Die verkannten Sportlerinnen.



„Schau nur, wie leichtsinnig die angezogen sind. Ich würde mich schämen, wenn ich so 'rumlaufen müßt . . .!"

*

* **Seine Auffassung.** Der Lehrer erklärt in der deutschen Stunde, daß die Vorsilbe „ver" meist eine Verschlechterung und Verschlimmerung bedeute. Beispiel: verderben, verpfuschen . . .

„Wer kann mir noch ein Beispiel sagen?"

Hänschen: „Ich, Herr Lehrer — verloben, verheiraten . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.